

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63288-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

«Weißt du noch», sagte Knolle, «wie wir in Jupps Wald das Gras angebaut haben und er uns erwischte?»

«Zierpflanzen aus Peru», entgegnete ich grinsend. «Was für ein Reinfeld.»

Knolle nickte und nahm einen Schluck Bier: «Oder die Geschichte mit den Campingknoten und den Wolfsfellen. Die Dinger habe ich immer noch auf dem Speicher.»

Wir prosteten uns zu und schwelgten weiter in der Erinnerung an die gemeinsamen Erlebnisse. Auf jedes «Weißt du noch» folgte ein stummes «Wie könnte ich das je vergessen», und all diese Geschichten waren lächerliche Versuche zu sagen: «Ohne dich wäre ich vielleicht gestorben.»

Jonas Klee, geboren 1983, ist Autor, Slam-Poet, Stand-up-Comedian und Rapper. Als solcher legte er sich im Alter von fünfzehn Jahren den Künstlernamen «Quichotte» zu und kämpft seitdem gegen die Windmühlen der seichten Unterhaltung. Er lebt in Köln.

Quichotte

**Klingelstreiche im Niemandsland**

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Juli 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Media GmbH, München

Umschlagabbildungen Fabian Stürtz; Mieke Dalle / Getty Images

Karte Till Großmann

Innengestaltung und «Pieces of Knowledge»-Etikett Daniel Sauthoff

Satz Foundry Wilson PostScript (InDesign) bei

Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 63288 4

# Inhalt

1. Kapitel

Karte 1: Dörfer und ihre Kuhbestände

Karte 2: Dörfer und ihre Kuhbestände

Die Nachricht

Klingelstreiche im Niemandsland – oder: Von der Einsamkeit

Der Khalil Gibran des Bergischen – oder: Von der Freundschaft

Buchen besuchen und mit Eschen sprechen – oder: Von der Kraft des Waldes

Wassereis und alte Geschlechter – oder: Von der Familie

Waldgeister und Zugezogene – oder: Von der Nachbarschaft

Die Erfindung des Krads – oder: Von der Mobilität

Ein Rennwagen hinter einem Traktor auf einer kurvigen Landstraße ist nur eine sehr windschnittige,

theoretisch zu enormen Motorenleistungen fähige

Blechkiste – oder: Von der Langsamkeit der Dinge

Die Gurke in der Fleischauslage – oder: Von der Liebe

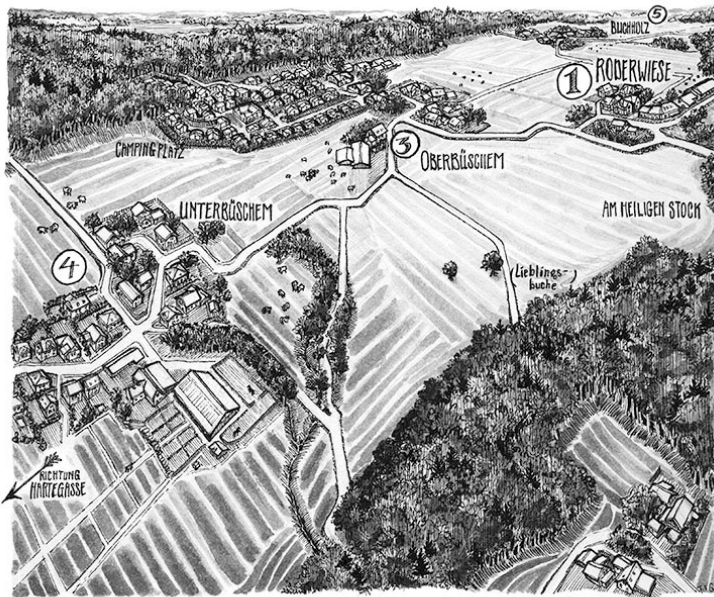
Fußball, Flöten, Feuerwehr – oder: Von den Vereinen

Dichtung auf der Lichtung – oder: Von Kunst und Kultur

Wiedersehen

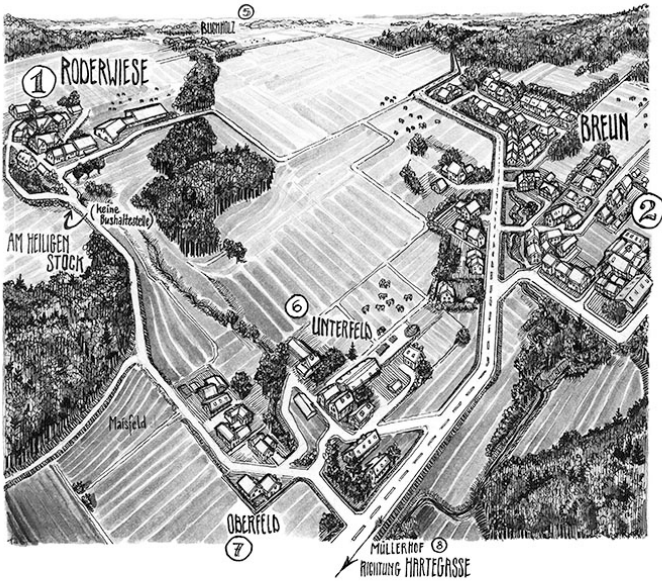
Quellen

Dank



DÖRFER UND IHRE KUHBESTÄNDE (MITTE-ENDE DER 90ER JAHRE)

1. RÖDERWIESE : 1 BAUERNHOF, 50 KÜHE, 24 EINWOHNER
2. BREUN : 1 BAUERNHOF, 70 KÜHE, 156 EINWOHNER
3. OBERBÜSCHEM : 2 BAUERNHÖFE, 45 KÜHE, 30 EINWOHNER
4. UNTERBÜSCHEM : 2 BAUERNHÖFE, 50 KÜHE, 41 EINWOHNER



5. BUCHHOLZ : 2 BAUERNHÖFE, 54 KÜHE, 48 EINWOHNER  
 6. UNTERFELD : 1 BAUERNHOF, 40 KÜHE, 26 EINWOHNER  
 7. OBERFELD : 1 BAUERNHOF, 20 KÜHE, 13 EINWOHNER  
 8. MÜLLERHOF : 1 BAUERNHOF, 40 KÜHE, 12 EINWOHNER

## Die Nachricht

«Also dass ich dich schon wieder hier treffe ... Köln ist doch echt ein Dorf!», ruft der aufgeregte Typ vor mir. Er trägt ein Holzfällerhemd von H&M und hat die Haare mittels größerer Mengen Gel zu einem grotesken Deckel geformt. Sein Lachen klingt wie ein kaputtes Maschinengewehr, und ich denke: «Beruhige dich, Brudi, Weihnachten ist erst in acht Monaten.» Ihm gegenüber steht ein schlaksiger Mann Mitte dreißig mit Longboard unterm Arm. Vor ihm auf dem Band liegen eine Tiefkühlpizza von «ja!», eine Dose Brechbohnen und zwei Flaschen Bier - offensichtlich ein Gourmet mit Großfamilie. Er grinst zurück und ist nicht minder aus dem Häuschen: «Echt ey, die Welt ist klein.» Die beiden versuchen eine Ghettofaust, treffen aber erst beim zweiten Mal. Um die Peinlichkeit des Moments zu untermauern, bin ich kurz geneigt, «Gangsta's Paradise» anzusummen und eine Blechtonne anzuzünden, aber dummerweise habe ich gerade keine Blechtonne dabei.

Ich stehe in der Schlange an der Supermarktkasse und kann nicht fassen, dass ich hier Zeuge werde, wie Köln als Dorf bezeichnet wird. Wobei, eigentlich haben sie ja recht: Was, wenn nicht Köln, ist der Inbegriff ländlicher Idylle? Wie oft stecke ich mit dem Auto auf der Inneren Kanalstraße fest, weil ein Bauer mal wieder seine Rinderherde von Nippes in die Altstadt treibt, um sie am Ufer des Rheins zu tränken? Ich frage mich auch, wann mein Nachbar endlich mit dem Düngen seiner großzügigen Weide im Mediapark beginnt, denn der Misthaufen vor unserem Haus hat bereits die Größe eines Zeppelins angenommen. Nicht zu reden von dem Zentralmassiv aus Heu, das sich im Sommer am Grüngürtel auftürmt und einem die Sicht in die Ferne versperrt! Ein provinzielles Nest, dieses Köln! Wenn ich morgens zum Bäcker gehe, brauche ich keine Bestellung



aufzugeben – man kennt mich bei Kamps. Und dann dieses Dorffest Ende Februar, da trifft sich immer die ganze Gemeinde und zieht lustige Hüte an. Jeder kennt jeden. Das ist toll, vor allem für die Kinder. Die können sich in den ausgedehnten Wäldern richtig austoben, und wenn nachmittags die Kirchturmglöcke läutet, kommen sie nach Hause gelaufen zu Kaffee und Kuchen bei Oma.

Gut, der Ortskundige wird an dieser Stelle vielleicht bereits eine leise Stimme des Zweifels vernehmen: «Glaube diesem Gerede nicht, natürlich ist Köln eine richtige Stadt. Was er meint, ist Leverkusen!» Und ja: Vielleicht ist Köln gar kein Dorf. Allerdings, und das sage ich als FC-Fan nur ungern, ist auch Leverkusen in Wahrheit kein Dorf. Ich weiß dabei genau, wovon ich spreche, denn wenn jemand in einem richtigen Dorf gelebt hat, dann bin ich das. Wuppertal, Remscheid oder Solingen sind Metropolen im Gegensatz zu dem Ort, an dem ich groß geworden bin: Roderwiese im Bergischen Land.

Nun, da die beiden Pappnasen an der Kasse den guten alten Dorfvergleich anstrengen, fühle ich mich sofort dorthin zurückversetzt. Bilder rasen an meinem inneren Auge vorbei, Bilder, die vorwiegend grün sind, wegen der omnipräsenten Wiesenflächen. Ich sehe mich als Zwölfjährigen mit dem Ohr an der Grasnarbe liegen, um der Wiese beim Wachsen zuzuhören. Und ich kann an dieser Stelle sagen: Bis man da wirklich was hört – das dauert. Wenn es dann endlich anfang zu brummen und zu vibrieren, dachte ich: «Ah, das ist der erste Wachstumsschub.» War dann aber nur der Mähdrescher, der das längst auf einen halben Meter angewachsene Gras wieder abrasierte. Spannend war das nicht, aber was waren meine Optionen? Auf einen Baum am Waldrand klettern, um Rehe zu zählen? Oder mich mit einer Flöte vor die Maulwurfshügel setzen, um deren Insassen zu beschwören?

Der Begriff «Dorf» ist nämlich auch etwas euphemistisch für einen Ort wie Roderwiese. Ich würde eher von einer «winzigen Häuseransammlung» sprechen. Diese Ansammlung liegt ungefähr 40 Kilometer östlich von Köln, und bezeichnenderweise kam das Trinkwasser dort noch bis vor kurzem aus einem Brunnen. Es gibt Feldwege, für die ein SUV mal wirklich nützlich wäre, aber SUVs fährt hier niemand, weil das nur Idioten aus der Stadt machen. Man fährt Jeep oder Traktor. Der Nachbar kann dir deinen Stamm- baum bis in die siebte Generation haarklein aufzeichnen, inklusive der Nutz- und Haustiere. Es gibt mehr Kühe als Menschen, und man trifft sich nicht zufällig im Supermarkt, denn es gibt hier gar keinen Supermarkt. Es gibt nicht mal einen klitzekleinen Dorfmarkt, der nur Kartoffeln und Salz verkauft. Nix. Nein, man trifft sich hier nicht zufällig, sondern sobald man nur vor die Tür geht.

«DAS ist ein Dorf!», will ich den beiden Typen an der Kasse zurufen. Aber sie verabschieden sich bereits, und ich lasse es bleiben. Ihrer Aussage zufolge treffen wir uns in den nächsten Tagen sowieso hier zufällig wieder, dann kann ich das nachholen.

Jetzt bin ich an der Reihe. Der Kassierer zieht meine Einkäufe schneller über den Scanner als sein Schatten, und ich habe Mühe, mit dem Einpacken nachzukommen. Hektisch stopfe ich eine Flasche Multivitaminsaft, die Möhren, frische Paprika, Tomaten und Rinderhackfleisch in meinen Rucksack, stapele die Schokolade und das Brot obendrauf und stelle dann fest, dass der Platz eng wird. Die Packung Cornflakes ratlos von der einen Hand in die andere wiegend merke ich, dass der Kassierer mich mit diesem «Na-wird-das-heute-noch-was»-Blick ansieht. Wer am Fließband sitzt, hat eben keine Kapazitäten für Muße. Verständlich, bei dem Andrang. Etwas Vergleichbares ist mir in Roderwiese nie passiert, denke ich. Das Wort «Andrang» hatte da einfach keine Funktion. Belustigt von diesem Gedanken

zahle ich und verlasse den Laden, um auf dem Weg zu unserer Wohnung am Hansaring noch bei der Post vorbeizugehen. Ich passiere eine Grundschulklasse, die offenbar mit zwei Lehrerinnen eine kleine Tour durch das Eigelsteinviertel macht. Die kleinen Racker warten ungeduldig in einer Zweierreihe darauf, dass die Ampel zum Ebertplatz grün wird. Als es endlich so weit ist, rennen sie schreiend los und überschlagen sich dabei fast. Ich frage mich, wie es wohl gewesen wäre, in einer Großstadt aufzuwachsen. Im Gegensatz zu diesen kleinen Stadtgewächsen habe ich meine Kindheit schließlich in einem von der Natur mit einer üppigen Flora und Fauna gesegneten, Realität gewordenen Bob-Ross-Gemälde verbracht. Ich habe dort gelernt, dass Einöden und eindösen nicht nur ähnlich klingen, sondern sich gegenseitig bedingen. Tristesse, ein Wort, von dem ich lange dachte, es sei ein Vorort von Paris, lag tatsächlich genau vor meiner Haustür. Manchmal saß ich an der Straße, die durch unser Dorf führte, und es passierte so lange gar nichts, dass ich davon ausgehen musste, die Welt hätte sich entschlossen zu sagen: «So, Freunde. Ich mach gerne überall weiter, aber hier ist Schluss. Jetzt guckt mal, wie ihr ohne Gravitation und Zeit klarkommt. Ab jetzt ist hier 2D. Das ist mir einfach zu lahm – ihr müsst auch ein bisschen mithelfen. Aber so? Selber schuld! Tschüss.»

An einem dieser Tage wurde mir klar, dass ich hier weg musste, wenn ich groß genug sein würde. Mit neuneinhalb bin ich dann nach Seattle ausgewandert. Kleiner Scherz.

Mittlerweile sind Jahre vergangen, seit ich nach Köln zog. Ich bin Anfang dreißig und habe mich längst an die Vorzüge urbanen Lebens gewöhnt, zum Beispiel, dass ich zu Fuß von zu Hause aus in zehn Minuten am Hauptbahnhof bin. Für meine Auftritte als Bühnenautor und Musiker fahre ich viel mit dem Zug.

Nur mal zum Vergleich: Wenn ich in Roderwiese zehn Minuten in irgendeine Himmelsrichtung gelaufen bin, war

ich entweder in Oberbüschem oder im Wald. Dort gab es weit und breit nicht einmal den Hauch eines Hauptbahnhofes. Überhaupt: Allein das Wort «Hauptbahnhof» wird den Kindern auf dem Land in der Grundschule ganz als Letztes beigebracht, kurz nach dem Begriff «Zivilisation». Man will da keine falschen Hoffnungen säen. Als ich mit zwanzig die alte Heimat verließ, war ich mir sicher: Zu Besuch komme ich vielleicht noch ab und an, aber leben werde ich hier nie wieder.

Mit einem Paket für meine Frau in der einen und den Cornflakes in der anderen Hand laufe ich an dem kleinen Park vorbei, an dessen Rand unser Wohnhaus liegt. Auf dem Weg ins Dachgeschoss passiere ich die verschiedenen Etagen und denke beim Blick auf die Klingelschilder: Es ist schon lustig, in diesem Haus leben mehr Leute als in ganz Roderwiese. Dort musste ich fünf Kilometer Rad fahren, um in Hartegasse das Nötigste einzukaufen. Hier hingegen ist es vollkommen normal, dass ich direkt vor meiner Haustür ALLES kriegen kann, wozu meine Vorstellungskraft in der Lage ist: neue Socken, Salz, zehn Gramm LSD oder ein Adoptivkind. Wenn du die richtigen Leute kennst, brauchst du in Köln dein Veedel nicht zu verlassen.

Zu Hause angekommen begrüße ich meine Frau, verstaue die Einkäufe im Kühlschrank, setze mich an meinen Schreibtisch und fahre den Computer hoch. Ich öffne das E-Mail-Postfach, in dem sich wie üblich ein Wust aus Bookinganfragen, Auftrittsinfos und Agenturrechnungen befindet. Wenn ich meine E-Mails checke, muss ich immer unwillkürlich an meinen Vater denken, der immer noch in der Häuseransammlung lebt und kein Internet hat. Er hält es für Unsinn. Mein Vater arbeitet auch noch viel mit diesen ... Dings, diese Teile aus Papier in den Umschlägen mit diesem kleinen Gemälde oben rechts ..., ach ja: Briefe.

Gedankenverloren fällt mein Blick auf eine ungelesene Mail, die mich neugierig macht. Ein gewisser «Frank»

hat geschrieben. Beim Lesen der Mail fühlt es sich an, als würde ein Geist der Vergangenheit meinem Computerbildschirm entsteigen, und ich bin kurz geneigt, bei den Ghostbusters anzurufen:

*Hallo, alte Hupe! Schönen Gruß aus Lindlar. Wir verfolgen hier mit Interesse dein Bühnengedöns. Echt knorke, der Mist. Sag mal: Hättest du als alter Sänger Sportskamerad nicht evt. Lust, bei der Eröffnungsfeier unseres neuen Kunstrasenplatzes aufzutreten? Es gibt Bier und Bratwurst bis in die Puppen.*

*Schönen Gruß  
Frank*

Mein erster Impuls: Da kann ich nicht. An dem Tag heiratet bestimmt irgendein guter Freund in Burkina Faso. Einziger Haken: Ich habe keinen Freund in Burkina Faso, und außerdem hat Frank gar kein Datum genannt. Man nennt das wohl einen klassischen Fluchtreflex. Aber allein die Formulierung «Eröffnungsfeier unseres neuen Kunstrasenplatzes» löst eine Flut höchst ambivalenter Gefühle in mir aus. Unweigerlich taste ich nach meinen Knien. Ich spüre sie förmlich, die vielen Kubikmeter Asche, die ich mir jahrelang aus den Schürfwunden gepult habe. In den dreizehn Jahren, die ich mir für den SSV Süng im wahrsten Sinne des Wortes den Arsch aufgerissen habe, wäre nie jemand auf die absolut sinnvolle Idee gekommen, den Ascheplatz zu einem Kunstrasen auszubauen. Ich habe mich ohnehin immer gefragt, wie man auf den wahnwitzigen Einfall gekommen ist, grobkörnige Asche als erste Wahl für den Untergrund eines Fußballplatzes auszusuchen. Das kann nur der Verblendung zweier als «Fußballexperten mit dem Schwerpunkt Infrastruktur» verkleideter Primaten geschuldet gewesen sein. Verwunderlich, dass man nicht noch auf die Idee gekommen ist, ein paar amtliche Glasscherben mit in

den Bums zu mischen, damit man sich die Beine auch tatsächlich bis zu den Knochen aufreißt.

Jedenfalls hatte ich deshalb für dreizehn Jahre mein Eiter-Abo. Ein Rasenplatz wäre damals mein großer Traum gewesen. Ich ertappe mich dabei, wie ich mich ein bisschen für die heutige Landjugend freue. Was kommt wohl als Nächstes? Kriegen die jetzt auch einen richtigen Arzt mit abgeschlossenem Studium, oder läuft das weiterhin wie bei uns ab: Man geht zu einem alten Schamanen im Bärenfell, der einem mit der Ebereschennrute die Windpocken aus der Fresse prügelt?

Okay. Ich übertreibe.

Ich blicke aus dem Fenster auf den Fernsehturm, der hinter den Hochhäusern des Mediaparks emporragt, und fühle mich einerseits ein bisschen geehrt, dass sie mich überhaupt einladen. Andererseits ist mir das Ganze jetzt schon unheimlich peinlich – allein der Gedanke daran, wie ich in der festlich geschmückten alten Turnhalle Gedichte vortrage. Es werden jedenfalls alle alten Bekannten dort sein, denn natürlich handelt es sich bei der anstehenden Festivität um ein Großereignis. Das hat in etwa denselben Stellenwert wie die Einweihung der Elbphilharmonie. Oder als Gerhard Richter dem Kölner Dom ein neues Fenster verpasst hat, da waren auch alle total aus dem Häuschen. Das sind kleine Revolutionen. Zur Eröffnung des neuen Kunst-rasenplatzes lädt man sich da auch schon mal einen Kleinkünstler ein, der zufällig im Verein gespielt hat. Zur Feier des Tages sozusagen.

Eigentlich wollte ich ja genau mit dieser Art von Dörflichkeit nichts mehr zu tun haben. Seit Jahren bin ich stets bemüht, bestmöglich zu verbergen, dass ich ein Junge vom Land bin. Ich will einfach nicht als Hinterwäldler gelten. Auf die Frage, wo ich herkomme, antworte ich meist: «Köln.» Streng genommen stimmt das ja auch, denn so steht es in meinem Pass. Aber dass ich in meiner Kindheit nur für drei

Tage in Köln gewohnt habe, in einem Krankenhauszimmer auf der Geburtsstation der Klinik an der Amsterdamer Straße nämlich, steht da nicht. So ist mein Schwindel nie aufgefliegen. Einzelne Leute hatten zwar immer Zweifel an meiner Vita, zum Beispiel wenn ich mit ihnen auf dem Balkon stand, die Schwalben tief flogen und ich dann orakelte: «Es wird wohl ein Gewitter geben.» Aber wahrscheinlich dachten sie einfach, ich wäre bekloppt.

Je länger ich abwäge, desto mehr Erinnerungspuzzleteile tauchen aus meinem Unterbewusstsein auf. Ich muss an meinen alten Freund Knolle denken und spüre einen leichten Stich. Ich habe ihn seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Eigentlich hätte ich mich mal bei ihm melden können, aber irgendwie kam mir immer der Alltag dazwischen.

Ich erinnere mich, wie wir als Kinder stundenlang durch den Wald gestreift sind auf der Suche nach einem Knüppel, mit dem wir die Zeit totschiessen konnten. Ein gewisses Gefühl der Ruhe überkommt mich bei diesen Gedanken, denn Zeit ist etwas, das ich heute viel zu selten habe. Knapp 200 Auftritte pro Jahr in ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz, die damit verbundenen Bahnfahrten und Hotelübernachtungen machen meinen Alltag zunehmend hektischer. Und zu Hause in Köln, wo gefühlt 365 Tage im Jahr Karneval ist, finde ich auch nur schwer zur Ruhe. Die Domplatte ist eben keine Lichtung.

Bei dem Gedanken an «meinen» Wald ertappe ich mich dabei, wie ich die alte Heimat gerade ein bisschen vermisse. Außerdem frage ich mich, warum ich es immer als Makel empfunden habe, aus diesem kleinen Dorf zu stammen. Immerhin habe ich dort die Hälfte meines Lebens verbracht. Vielleicht muss ich der ganzen Kunstrasensache eine Chance geben. Ich beschließe, die Entscheidung zu vertagen.

Knapp eine Woche später bin ich in der Sache noch keinen Deut weiter. Es ist der vorletzte Samstag im April und

ich bin bei einem Bekannten in der Südstadt eingeladen. Simon ist Maler und teilt sich sein fancy Loft-Atelier mit einer Freundin, die eigentlich Maria heißt, sich aber Marianne nennt. Dabei legt sie ziemlich großen Wert darauf, dass man ihren Namen so französisch wie möglich ausspricht. An diesem Tag soll im gemeinsamen Atelier eine Vernissage stattfinden, und es gibt Hummer. Marianne hätte mich wahrscheinlich nicht eingeladen, denn sie ist nicht besonders gut auf mich zu sprechen. Das liegt zum einen daran, dass ich sie immer «Mary-Ann» nenne und das Ganze so englisch wie möglich ausspreche. Zum anderen war ich bei der Einweihung des Ateliers vor einem halben Jahr in ihrer Gegenwart in eine Diskussion über die Bilder Mirós hineingezogen worden und hatte mich dabei einigermaßen unmöglich gemacht. Man befand sich gerade in einer Debatte über den tieferen Sinn der «Monochromie», als ich gefragt wurde: «Was hältst du denn als Laie von Miró?» Ich ließ mich, von der latenten Arroganz in der Formulierung etwas angestachelt, zu der zugegebenermaßen flapsigen Antwort hinreißen: «Ach, der gute alte Miró. Tolle Bilder, keine Frage. Vor allem das blaue. Aber ICH ALS LAIE würde trotzdem behaupten: Kennst du eins, kennst du alle.»

Es war mehr als Scherz gedacht, aber offensichtlich hörte der Spaß in der Runde beim Thema «Monochromie» auf. Seitdem bin ich in diesen Kreisen eine Persona non grata. Weil Simon aber ein bisschen mehr Humor hat, wollte ich der ganzen Chose noch eine Chance geben. Außerdem gibt es Hummer. Und wo es Hummer gibt, wird es bestimmt lustig.

19 Uhr 30: Ich läute pünktlich auf die Minute an der Tür, und eine stürmische Maria öffnet.

Ich: «Hallo Mary-Ann, danke für die Einladung.»

Sie: «Hallo. Ich habe dich nicht eingeladen.»

Ich: «Das stimmt. Aber dafür habe ich dir etwas mitgebracht.»



Sie: «Hm.»

Ich überreiche ihr mein Gastgeschenk, eine gänzlich blaue Postkarte, in deren untere rechte Ecke ich mit schwarzem Fineliner «Miró» gekritzelt habe. Eine selbstironische Geste der Versöhnung. Mary-Ann nimmt die Karte zwar nicht an sich, aber immerhin angepissst zur Kenntnis und knallt mir die Tür vor der Nase zu. Ich läute erneut. Wenig später kommt Simon, und ich trete ein. «Monochromie», sage ich, und er entgegnet: «Gesundheit!» Wenigstens einer mit Humor. Dafür sehe ich einige mit Hummer. Der Anflug eines schlechten Gewissens wegen der Postkarte verflüchtigt sich.

19 Uhr 32: Ich realisiere, dass ich in meinen Baggy-Jeans, dem Kapuzenpulli und der Basecap ein wenig underdressed bin. Man trägt hier durchweg Jackett oder Bluse. Und es gibt Hugo. «Hugo und Hummer» könnte auch ein Buch von Sartre sein, denke ich und fühle mich jetzt schon fehl am Platz. Aber da ich nicht vorverurteilen will, bahne ich mir den Weg zur Bar und bestelle ein Glas Hugo.

19 Uhr 34: Ich betrachte ein Bild, das durchweg in Gelb gehalten ist. In der Mitte ist ein Loch, durch das man die Ziegelsteinmauer sieht. Unten rechts steht «Marianne». Wahrscheinlich hat sie sich so darüber geärgert, aus Versehen Gelb und nicht Blau erwisch zu haben, dass sie am Ende einfach mit der Faust in die Leinwand gedroschen hat. Oder es ist gewollt. Vermutlich Letzteres. Ich trinke ein Glas Hugo.

19 Uhr 35: Ein Mann mit einer Schiebermütze aus Schlangenleder stellt sich mir als «Luc» vor. Bestimmt heißt er eigentlich Lukas. Gedankenverloren blickt er ebenfalls auf das Bild und sagt: «Das ist supercool, diese Reduktion!» Ich frage mich, wann ich das letzte Mal die Wörter «supercool» und «Reduktion» in einem Satz gehört habe. Dann trinke ich noch ein Glas Hugo.

19 Uhr 40: Ich esse noch ein Stück Hummer und trinke ein weiteres Glas Hugo.

19 Uhr 43: Maria geht an mir vorbei und zischt mir gallig ins Ohr: «Na, schmeckt der Hummer?»

Ich denke: «Hummer halt. Kennst du einen, kennst du alle.» Aber ich will kein Öl ins Feuer gießen und schweige. Und trinke einen weiteren Hugo.

19 Uhr 48: Ich gehe auf den Balkon. Draußen stehen großzügige rechteckige Blumenkübel, in denen neben einer Tomatenpflanze auch Rosmarin und Thymian wächst. Ein Pärchen unterhält sich angeregt über *urban gardening*. Ich höre die Formulierungen «alles bio» und «Naturnähe», während sie fasziniert an den Blättern der Tomatenpflanze herumfummeln.

«Naturnähe», denke ich und blicke vom Balkon auf den Chlodwigplatz, wo sich gerade ein hupender Autocorso durch den Kreisverkehr drängt. Hier wird so viel Feinstaub generiert, dass man aus einem Kubikmeter Luft eine Sandburg bauen könnte.

19 Uhr 50: Eine Taube kackt in den Blumenkübel, und das Pärchen kichert: «Hi hi hi, alles bio.» Ich gehe wieder rein.

20 Uhr: Ich stehe rum und trinke noch einen Hugo. Simon ist schwer zu packen, denn er wird ständig zu Marias Bildern befragt, als wäre er ihr Attaché. Um mich herum fliegen Gesprächsfetzen durch die Gegend, die darauf hindeuten, dass die meisten Gäste noch mindestens drei weitere Termine haben heute Abend. Man macht sich rar und wechselt die *locations* – alles andere ist provinziell: Küsschen hier, Küsschen da, «Oh, tolle Reduktion. Na, wir müssen dann mal wieder. Wir sind noch auf einer Bareröffnung eingeladen. Danach ist noch Afterworkparty.»

Spätestens jetzt merke ich, wie mich das alles unglaublich anfängt zu stressen. Da hilft auch die Tatsache, dass ich mittlerweile ziemlich betrunken bin, nicht weiter. In sol-

chen Momenten geht mir der urbane Habitus, überhaupt die ganze Stadt, tierisch auf den Sack. Bei all dem Hummer spüre ich zudem ein schnell wachsendes Verlangen nach einer ehrlichen Currywurst mit Fritten. Mir schwirrt kurz der Gedanke durch den Kopf, dass ich mich bei der Kunst-rasenplatzeinweihung in Söng sicherlich um einiges besser aufgehoben fühlen würde als hier. Nach nur einer halben Stunde verlasse ich die Veranstaltung in aller Stille, nicht jedoch ohne die blaue Postkarte an einen der opulenten goldenen Bilderrahmen zu stecken. Das sollen sie mal schön interpretieren, die Lucs und Mariannes.

Ich laufe auf dem Weg nach Hause noch zur Zülpicher Straße und esse beim Ferkulum meine Currywurst. Als ich zu Hause ankomme, hat die Wirkung des Hugos zwar leicht nachgelassen, aber ich habe trotzdem noch gut einen im Kahn. Dennoch muss ich dem Drang nach einem bodenständigen Getränk nachgeben und setze mich mit einem Kölsch auf unseren winzigen Balkon. Draußen zieht ein grölender Junggesellenabschied in Richtung Ringe, und ein weiterer hupender Autocorso feiert den Heimsieg des 1. FC Köln im Abendspiel. Ich gehe genervt wieder rein. In der Wohnung ist dieses ganze Tohuwabohu da draußen wenigstens etwas gedämpft. Einer spontanen Eingebung folgend fahre ich meinen Rechner hoch und logge mich in mein E-Mail-Postfach ein.

21 Uhr 10: Ich schreibe eine Antwortmail an Frank:

*Tach, altes Haus. Danke für die Anfrage. Ich komme gerne vorbei und weihe mit euch den neuen Platz ein. Wann findet die Chose statt und wie lange soll ich auftreten? Ach ja: Ihr braucht keinen Hummer für mich zu besorgen ;).*

*Schönen Gruß*

*Jonas*

Entschlossen klappe ich meinen Laptop zu. «Na, das wird 'ne Zeitreise», sage ich halblaut vor mich hin und tanke in Gedanken schon mal den Fluxkompensator meines DeLo-reans.

## **Klingelstreiche im Niemandland - oder: Von der Einsamkeit**

Noch 13 Tage bis zur Einweihungsfeier.

Als ich aufwache, ist es Viertel nach neun. Ich brauche ein paar Minuten, um die dumpfen Schläge der Bauarbeiterhämmer vor unserer Haustür von denen, die die Hugos in meinem Kopf hervorrufen, zu unterscheiden. «Verdammtes Drecksgesöff», murme ich vor mich hin und will mich eigentlich noch mal umdrehen. Allerdings weiß ich aus Erfahrung, dass mich die Baustelle am neu entstehenden Schulzentrum im Klingelpützpark davon abhalten wird. Außerdem beschleicht mich der Gedanke, dass ich am Vorabend eine Dummheit begangen haben könnte, die im Zusammenhang mit einer gewissen E-Mail steht. Ich stehe also auf, schlurfe in mein Arbeitszimmer und öffne den Laptop, um mich bezüglich meiner Ahnung zu vergewissern. Die Tatsache, dass Frank schon geantwortet hat, lässt keine Zweifel offen. «Verdammtes Drecksgesöff», sage ich, diesmal etwas lauter. Auf was habe ich mich da nur eingelassen?

Frank schreibt, dass die Feier am siebten Mai stattfindet. Ich habe also gerade einmal knapp zwei Wochen Zeit, mich mental auf mein Gastspiel in der alten Heimat vorzubereiten. Na, das kann was werden.

Mittlerweile hat sich zu den Hammerschlägen von draußen auch noch ein wummernder Bass gesellt, der aus der Wohnung unter uns zu mir heraufdringt. Dort wohnt Frau Schmitz, eine knapp Achtzigjährige urkölsche Frau, die gerne Karnevalslieder hört. Das tut sie nicht nur häufig, sondern auch sehr laut. Aber wer will es ihr verdenken, immerhin sind die Stimmen der «Höhner», «Paveier» und wie sie alle heißen ihre einzige Gesellschaft. Ihr Mann ist vor

Jahren verstorben und sie bekommt nur alle sechs Monate mal Besuch von ihrem Sohn, der irgendwo im Ausland arbeitet. An manchen Tagen ist sie unglaublich redselig und will einem im Treppenhaus ihre ganze Lebensgeschichte erzählen. In anderen Momenten reagiert sie eher schroff und abweisend. Letzteres musste ich feststellen, als ich vor ein paar Wochen nach einem Rezept für einen Lambraten fragte. Eine gestandene Hausfrau würde ihr Wissen in Sachen Hausmannskost doch bestimmt gerne mit mir teilen, dachte ich. Also ging ich zu ihr hinunter und klingelte.

Nach einer kurzen Zeit öffnete sie die Tür.

«Ja, bitte?»

«Hallo, Frau Schmitz, entschuldigen Sie die Störung. Ich habe einen Lambraten oben auf dem Küchentisch liegen und bin bei der Zubereitung etwas ratlos. Hätten Sie vielleicht ein Rezept für mich?»

Wortlos ging sie in ihre Wohnung und kam ungefähr drei Minuten später wieder an die Tür.

«Ja», sagte sie, «musst du googeln!»

Danach blickten wir uns noch eine Weile an, bevor sie sich verabschiedete und die Tür wieder schloss. Ich meine, damals den Anflug eines schelmischen Lächelns auf ihren Lippen gesehen zu haben. Ich mag ihren Humor. Umso trauriger finde ich es, dass sie niemanden hat, mit dem sie ihn tagtäglich teilen kann. Da lebt man in einer Millionenstadt, aber das schützt kein bisschen vor Vereinsamung.

Während nun der Refain von «Viva Colonia» durch die Decke schallt, kommt mir der Gedanke, dass in der Stadt vielleicht eher die Alten, auf dem Land eher die Kinder Gefahr laufen, zu vereinsamen. Auf mich jedenfalls traf das zu, als wir damals in die Pampa zogen.

In meinem alten Heimatdorf gab es zur Zeit meiner Kindheit, also in den 90er Jahren, exakt sechs Häuser. Gut, wenn man die Ställe und Scheunen mitzählt, waren es zehn. Damit entsprach das Haus-Stall-Scheunen-Verhältnis unge-

fähr dem Schnitt in der Gemeinde Lindlar aus dem Jahr 1830: 582 Privathäuser, 487 Ställe und Scheunen. Natürlich hat sich dieses Verhältnis in Lindlar bis heute maßgeblich zugunsten der Privathäuser geändert. In Roderwiese nicht. Wobei in jüngerer Vergangenheit immerhin zwei «echte» Häuser dazukamen. Dafür ist aber auch einer der beiden Kuhställe extrem vergrößert worden. Wenn man ihn vertikal aufstellen würde, könnte er als Wolkenkratzer durchgehen. Das wäre allerdings schlecht für die Kühe.

Während das Bergische Land erst um 800 nach Christus von Menschen bevölkert wurde, hat die Besiedlung Lindlars noch weitere 150 Jahre gedauert. Als sich dann wage mutige Holzfäller in ihren Wildschweinlederhosen den Weg durch die dichten Wälder zu dem Ort freigekloppt hatten, der heute als Roderwiese bekannt ist, schrieb man bereits das Ende des 15. Jahrhunderts. Zu diesem Zeitpunkt war gerade ein absurd mutiger Typ an Bord seines Kahns auf der Suche nach Indien. Ja, Donald Trump ist eigentlich Indier. An anderen Stellen der Erde waren schon lange zuvor Hochkulturen aufgeblüht und wieder eingegangen und hatten dabei bahnbrechende Dinge wie den Satz des Pythagoras hervorgebracht. Die germanischen Holzfäller von damals werden am Ende ihrer Schneise stehend höchstens den Satz hervorgebracht haben: «Fuck, hier sind ja noch mehr Bäume!»

Gut, wahrscheinlich sind sie ohne das «Fuck» ausgekommen, aber so in etwa wird es abgelaufen sein. Und dann hat man wohl eine kleine Lichtung geschlagen, ein paar Häuser gebaut und – das war’s. Nix los da. Und das hat sich bis heute nicht geändert. In Roderwiese und Umgebung ist derart der Hund begraben, dass ich mich nicht wundern würde, wenn man bei Ausschachtungen auf einen kompletten Hundefriedhof stoßen würde. Die meisten Besucher aus der Stadt sagen beim ersten Aussteigen aus dem Auto Dinge wie: «Schön. Aber auch bisschen still.» Dann blicken sie

sich um, fragen sich, wieso sie überhaupt nichts hören, bekommen Angst, steigen schnell wieder ins Auto und flüchten weinend zurück in ihren Lärm. Wahrscheinlich sind die Presslufthämmer der Baustellen, die Polizeisirenen und das Gehupe auf den ständig überfüllten Straßen eine Art Puls für den Urstädter. Wenn dieser akustische Strom abreißt, denkt er: «Hoppala, wo ist denn mein Blutkreislauf hin?» Und zack: verwandelt er sich in einen Vampir. Da gilt es natürlich, die Stille zu meiden, was für mich ein aussichtsloses Unterfangen darstellte. Wenn man auf dem Land nicht ständig selbst für Geräusche sorgt, hören die irgendwann eben einfach auf.

Um die Winzigkeit meines Heimatorts zu verdeutlichen, kann ich berichten: Es gibt exakt EINE einzige Straße, die auch noch den Namen des Dorfes trägt und am Dorfplatz vorbei den Hügel hinaufführt. Da drängt sich natürlich zwangsläufig die alte Huhn-Ei-Frage auf: Was war zuerst da, das Dorf oder die Straße?

Wahrscheinlich begann alles mit einem Feld und einem Feldweg. Das sind die typischen Anfänge der Chroniken großer Metropolen. Bisher ist Roderwiese nur weder eine Metropole noch groß geworden. Es gibt auch keine ausführliche Chronik. Obwohl das Dorf immerhin schon über 500 Jahre alt ist, denn die erste urkundliche Erwähnung findet sich 1492. Die Holzfäller waren sehr kreativ, was die Namensgebung betrifft. Ich stelle mir den Findungsprozess so vor:

Holzfäller 1: «So, jetzt ist alles weg. Wie nennen wir den Bums?»

Holzfäller 2: «Also ich stell mir hier 'ne schöne Wiese vor.»

Holzfäller 1: «Gute Idee. Eine Wiese an einem gerodeten Platz ...»

Holzfäller 2: «Genau. Aber wie kann man das zusammenfassen?»



Holzfäller 1: «Es muss kurz und knackig sein. Lass uns das Kind beim Namen nennen.»

Herausgekommen ist dann «Roedewies», was so viel heißt wie «gerodete Wiese» - reine Poesie. Jedenfalls war man mit der Anlage des Dorfes derart zufrieden, dass man über Jahrhunderte hinweg nichts mehr änderte. Aber ey: Wer weiß. Vielleicht sieht das alles in 100 000 Jahren ganz anders aus, und ein verwegener Nachfahre des Bauern Schwarz eröffnet einen Tante-Emma-Laden. Es wäre der erste Schritt zur Megacity. Aber höchstwahrscheinlich erlebe ich das nicht mehr.

Als ich mit meinem Vater 1990 dorthin zog, erhöhten wir die Einwohnerzahl des Dorfes um zehn Prozent. Wenn man sich das so vor Augen führt, kommt man sich gleich viel dicker vor. Faktisch war es aber so, dass es damals überhaupt nur 20 Bewohner gab. Der topografisch-statistischen Beschreibung der königlich-preußischen Rheinprovinzen zufolge konnte Roderwiese im Jahre 1830 immerhin noch mit einer Einwohnerzahl von 29 aufwarten. Verdammter demografischer Wandel!

Wenn ich heute mit Kumpels bei einem Bier auf dem Mäuerchen an der Zülpicher Straße sitze, wo sich Hinz und Kunz im Sommer trifft, werden zu später Stunde gerne Anekdoten aus der «Jugend» aufgetischt, was bei Anfang-dreißig-Jährigen immer etwas unfreiwillig behäbig wirkt. Manchmal geht es dann auch um das Landleben, weil irgendwer erzählt, dass er mal einen Sommer auf dem Bauernhof verbracht hat und nun meint, er wäre diesbezüglich Experte. Dabei lerne ich als Betroffener immer einiges dazu, zum Beispiel, dass man auf dem Land besonders gut Straßenlaternen austreten könne. Mag sein. In Roderwiese gab es nur eine einzige Straßenlaterne. Und die war schon kaputt, bevor ich sie austreten konnte. Ich habe tatsächlich mal versucht, sie anzutreten. Ohne Erfolg. Wahrscheinlich war es nur eine Attrappe, aufgestellt von der Gemeinde, um

den knapp 30 Einwohnern zu suggerieren: «Ihr gehört auch dazu – hier habt ihr eine Straßenlaterne.»

Die Freude muss riesig gewesen sein. Man hegte wahrscheinlich schon Hoffnungen auf die baldige Verleihung des Stadtrechts. Aus unerfindlichen Gründen blieb diese aus. Genau wie die verdammte Laterne. Dabei muss es schwer gewesen sein, die Latüchte überhaupt zu bekommen. In Lindlar hat man in der Straße «Auf dem Korb» von 1881 an versucht, eine Laterne von der Gemeinde zu kriegen. Aber die lehnten ab. 1931 bezahlten dann die Bewohner der Straße die Laterne selbst. Wahre Geschichte. Solche Dinge sind in den Gemeinderatsprotokollen meiner Heimat fettgedruckt.

In Roderwiese hatte man es also schon vor meiner Zeit zu einer Laterne gebracht. Das war es dann aber auch schon mit den Höhepunkten. Wenn man sprichwörtlich einen vollkommen abgelegenen Ort als «Arsch der Welt» bezeichnet, dann kann Roderwiese wohl problemlos als der dazugehörige Stuhl gelten.

Das Elternhaus meines Vaters, in das wir zogen, als ich gerade sechs Jahre alt wurde, liegt ganz oben auf einem kleinen Hügel. Obwohl es eine klassische Sackgasse ist, gab es nie ein Sackgassenschild unten im Dorf. Deshalb verirrteten sich ab und zu Wanderer und standen dann ratlos vor unserem Haus. Mein Vater begegnete ihnen mit mäßiger Herzlichkeit und sagte dann Dinge wie: «Tach. Willkommen in Paris. Sie suchen bestimmt den Louvre. Ich muss Sie enttäuschen. Der ist weg. Aber es gibt zwei Kilometer da hinten einen Campingplatz. So, und jetzt: Adieu!»

Die Wanderer hatten wahrscheinlich eine ländliche Geste der Gastfreundschaft erwartet, ein Glas Kuhmilch, eine deftige Stulle oder dergleichen. Falsch gedacht! In Sackgassen wohnen eben nur Säcke.

Ich frage mich, warum man unten an der Straße nie ein Sackgassenschild aufgestellt hat, aber vielleicht wird sich

die Gemeinde gedacht haben: «Die haben schon eine Laterne. Das muss reichen.» Oder man war der Meinung, man könne darüber hinwegtäuschen, dass hier die Welt endet. Bevor Kopernikus das heliozentrische Weltbild aus der Taufe hob und man langsam aufhörte, Leute zu verbrennen, die behaupteten, dass die Erde eine Kugel sei, muss in den Vorstellungen der Menschen Roderwiese der Ort gewesen sein, an dem man von der Platte fiel, wenn sie zu weit schiperten. Dazu passt, dass geologisch gesehen vor Jahrmillionen an eben jenem Platz ein tropisches Flachmeer gewesen sein muss. Das wird zwar zu Zeiten Kopernikus' bereits vertrocknet gewesen sein, aber wer will angesichts schöner Vergleiche anfangen, Erbsen zu zählen.

An diesem Ende allen Seins wohnte ich also nun mit meinem Vater. Als kurz darauf mein Opa starb, blieben nur er und ich übrig: die einzigen beiden Säcke am Ende der Sackgasse. Natürlich kannte ich das Haus und seine Lage schon von Besuchen, nur damals war ich immer mit der Perspektive dorthin gefahren, am selben Tag auch wieder von dort wegzukommen. Bergisch Gladbach, wo wir vorher noch zur Miete gewohnt hatten, kam mir im Gegensatz zu Roderwiese vor wie der Nabel der Welt. Ich konnte dort mit meinen knapp sechs Jahren auf dem kleinen Plastikraktor zum Kaufladen strampeln, um Brötchen zu holen. Das Geld lag abgezählt in dem gelben Frontlader, und die Kassiererinnen wussten Bescheid. Wenn ich nun in Roderwiese morgens mit meinem Trecker hätte Brötchen holen wollen, wären mir irgendwann vom Treten die Beine abgefallen. Ich hatte gerade begonnen, Bergisch Gladbach ein bisschen genauer zu erkunden, als ich in den Umzugswagen gesetzt wurde und meine urbanen Pioniertätigkeiten jäh zum Erliegen kamen. Das ist ähnlich brutal, als würde man einem Menschen, der bislang nur puren Haferschleim gegessen hat, immer mehr saftige Fruchtstückchen in den Brei mischen, nur um sie ihm nach ein paar Mahlzeiten wie-

der wegzunehmen und zu sagen: «So, das war's. Wir haben dich verarscht! Ab jetzt gibt's wieder puren Haferschleim.»

Ich habe dem Gedanken, nun in dieser Pampa wohnen zu müssen, am Anfang nichts Positives abgewinnen können. Und das sollte sich auch so schnell nicht ändern.

Das Haus in Roderwiese war immer schon eine Baustelle gewesen und ist auch heute eigentlich noch nicht ganz fertig. Aber Teile des Gebäudes eigneten sich ganz gut als Wohnung, und im Laufe der Zeit wertete mein Vater durch ständige Bauarbeiten das Haus zunehmend auf. Später, als ich dann zwölf Jahre und älter war, verbrachte ich komplette Sommerferien damit, ihm bei irgendwelchen Renovierungsprojekten zu helfen, wie dem Ausbau des Heustalls, dem Bau einer Terrasse oder eines Carports. Landleben heißt ja vor allem auch: Du musst handwerklich was draufhaben. Und entsprechend gut ausgerüstet sein. Allein in Roderwiese hatten vier von fünf Familien eine Kreissäge. In Köln ist es schon erstaunlich, wenn dir die Nachbarn einen Hammer leihen können. Bei uns klingelte mal eine, die neu in den zweiten Stock gezogen war und gerade ihre Möbel einräumte. Sie wollte sich einen Schraubenzieher borgen. Ich hätte mich fast kaputtgelacht. Einen Schraubenzieher!? Zum Standardequipment auf dem Land gehören mindestens zwei Akkuschauber, eine normale Bohrmaschine und eine Hilti, falls man mal spontan das Haus abreißen will. Dazu gehören Schraub-Bits in allen Größen und Formen. Wenn man sich da ein Ikea-Regal kauft, können so viele Kleinteile fehlen, wie sie wollen, die hat man sowieso da. Man könnte eigentlich aus dem Stegreif das ganze Regal nachbauen. Überhaupt kauft sich keiner ein Ikea-Regal oder ein Bett, weil ... es gibt nirgendwo einen Ikea. Der nächste liegt in Köln-Longerich. Außerdem ist es eine Frage der Ehre: Man baut das natürlich selbst. Wenn beim Sturm eine Eiche umfällt, wird die mit den Nachbarn zersägt, und dann kriegen alle neue Betten. Fertig. In fast jedem Haus

gibt es auch einen Raum, der als Werkstatt dient. Wenn sich dann ein Nachbar eine neue Säge kauft, kommen die anderen, um sie zu begutachten.

«Häss de schon jehürt, der Berjer hät en neu Kappsäge», sagt dann der Nachbar Fuß zum Nachbarn Keller.

«Ach wat?», entgegnet dieser, «dann mösse mer die äver ens beluuren.»

«Jo sicher», wird Herr Fuß dann sagen, «ech rof ens die Schwatz an, un' dann jon mir ens do huh.»

Keller beschließt dann das Telefonat mit den Worten: «Ech nemm en Fläsch Bier met.» Und dann wird zusammen auf die Kappsäge angestoßen.

Mein Opa hatte neben seiner Tätigkeit als Vertreter für Futtermittel auch selbst eine winzige Landwirtschaft, bestehend aus drei oder vier Kühen, die unten im Haus den kleinen Stall bewohnten. Ich weiß nicht, ob seine Eigenschaft als Kuhfuttermittelverkäufer ihn dazu bewogen hat oder das Züchten der Paarhufer ihn ins Kraftfutterbusiness trieb. Reich wurde er damit jedenfalls nicht. Weder mit dem einen noch mit dem anderen. Damals war es noch üblich, dass sich Familien zumindest eine kleine Anzahl an Nutztieren hielten. Dementsprechend waren die bergischen Häuser angelegt, mit einem kleinen integrierten Stall und einem Heuboden unter dem Dach. Unsere direkten Nachbarn hatten ein paar Kühe und Hühner. Die Familie des Bauern Schwarz hatte ihre 50 Milchkühe und dazu ebenfalls einige Hühner. Daneben lebte Familie Keller, die auch mit Hühnern aufwarten konnte und sich irgendwann noch eine Ziege zulegte. Wahrscheinlich wollte man auffallen. Wir haben eine Ziege! Wir sind crazy! Bezeichnenderweise ist das Tier oft ausgebüxt. Vielleicht ist es mit der Einsamkeit nicht klargekommen. Wer weiß.

Wie es wohl wäre, wenn in der Stadt jede zweite Partei im Mietshaus noch einen eigenen kleinen Privat-zoo hätte?

Das würde der Großstadtanonymität bestimmt entgegenwirken. Immerhin käme man häufiger ins Gespräch.

Nachbar 1: «Sag mal Franz, ist das deine Kuh im Treppenhaus? Die hat mir schon wieder auf die Fußmatte geschissen.»

Nachbar 2: «Lass mal sehen ... Nee, die gehört den Schmitz aus dem Dachgeschoss. Aber bei mir ist ein Huhn auf dem Balkon, das ist nicht von mir.»

Nachbar 1: «Oh, gut, dass du das gefunden hast. Das gehört uns. Wir hatten schon seit zwei Tagen keine Eier. Dann nehm' ich das mal wieder mit.»

Nachbar 2: «Sag mal, wäre es ein Problem für dich, wenn ich heute meine Ziege in deiner Garage parke, ich muss mal wieder das Wohnzimmer ausmisten.»

Nachbar 1: «Kannste machen. Mein Sohn ist eh gerade mit dem Fendt in der Uni.»

Nachbar 2: «Ja super. Kriegst auch ein Stück Ziegenkäse, wenn die nächste Charge fertig ist.»

Leider ist das Halten von Tieren ja meistens per Mietvertrag verboten. Kühe sind aber nun auch wirklich zu sperrig für eine 50-Quadratmeter-Bude. Außerdem passen die so schlecht durchs Treppenhaus und rutschen immer mit den Hufen auf den Fliesen aus. Als Ausgleich haben sie in Köln diesen Zoo an die «Flora» gebaut. Klingt alles unheimlich ländlich und naturnah. Aber da gibt es weder Hühner noch Kühe. Selbst Ziegen sind denen zu langweilig. Da gibt es nur so hippe, abgedrehte Biester wie Erdmännchen oder Schakale. So ein amtliches Mastschwein könnten die einem da mal vorführen, aber nein, es muss immer direkt ein Bonobo sein oder ein Krokodil. Kein Wunder, dass viele Stadtkinder denken, Kühe wären lila!

Ähnlich wie das Nutztiervorkommen im Kölner Zoo stellte sich für mich damals das Angebot an gleichaltrigen Spielgefährten dar. Überhaupt waren Kinder in meiner Umgebung Mangelware. Bei meinen ersten vorsichtigen Erkun-

dingstouren durch Wiesen und Wälder dachte ich oft: «Na, das kann doch nicht sein, dass hier kein anderes Kind ist. Wo sind die denn alle?» In Bergisch Gladbach war ich ständig welchen auf der Straße begegnet. Wenn ich nun zweifelt zwischen den Tannen herumirrte, rief ich manchmal «Putt, putt, putt», so wie man es macht, wenn man Hühner anlocken will. Aber leider kam kein Kind hinter einem Baum hervorgekrochen, mit dem ich hätte spielen können. Dafür rannten am Abend alle ausgebüxten Hühner hinter mir her wieder zurück ins Dorf. Gebracht hat mir das wenig, denn mit einem Huhn kannst du ehrlicherweise nicht viel anfangen. Mikado können die jedenfalls nicht - habe ich alles probiert.

Auch die Suche in der Erde führte zu nichts - bei den Ausgrabungen mit der Schaufel meines Vaters auf der Wiese mit den vier Pflaumenbäumen stieß ich zwar auf Grundwasser, aber nicht auf einen Spielgefährten. Es war wie verhext. Ich fragte mich, wie das bloß in der Grundschule laufen sollte, so ganz ohne Mitschüler. Wenigstens würde ich immer Klassenbester sein, dachte ich, und das stimmte mich einigermaßen zuversichtlich. Ich hatte nur nicht daran gedacht, dass ich in meinem Szenario ja gleichzeitig auch immer der Schlechteste in der Klasse gewesen wäre. Tja, man wird in der Einöde anscheinend demütig und dankbar. Oder ich war einfach sehr dumm als Kind.

Beim Abendessen machte mir mein Vater oft Mut. Ich würde schon irgendwann Freunde finden. Dann saßen wir da, aßen unsere Graubrotscheiben mit mittelaltem Gouda, und er strich mir über den Kopf. «Aller Anfang ist schwer», sagte er, aber ich hatte eher den Eindruck, dieser Anfang wäre das Ende - das Ende der Welt. Obwohl es in Roderwiese eine unglaublich große Menge an Platz gab, fühlte ich mich eingeengt, als wäre ich auf einer einsamen Insel gestrandet und hätte den Zugang zum Festland verloren.

Wenn ich mir damals die Zeit mit einem Klingelstreich vertreiben wollte, wurde ich ebenso desillusioniert wie auf meinen Wanderungen. Ich schlich mich zum Nachbarhaus, läutete an der Tür, so wie ich es im Fernsehen gesehen hatte, und lief aufgeregt weg. Super, dachte ich, kriegt ja nie einer raus, wer das war. Man musste nur schnell sein. Und weil ich sehr gut schnell laufen konnte und unser Haus nur 30 Meter vom Nachbarhaus entfernt stand, war ich recht zügig wieder daheim. Wenn ich zu Hause ankam, klingelte allerdings immer schon das Telefon.

Mein Vater nahm den Hörer ab.

«Hallo?»

«Hallo. Der sull dän Quatsch sing lossen!», sagte Oma Berger am anderen Ende der Leitung.

«Wer soll was lassen?»

Oma Berger entgegnete: «Ding Jung'. Dat Klingelmännchen.»

Neben dem Telefon mithörend wollte ich stumm mit meinen Lippen den Satz formen: «Aber woher weiß die ...?»

Mein Vater reagierte gelassen: «Hm. Is' gut.»

Oma Berger: «Een für alle Mol. Dat jeht uns op den Piss! Tschüss.»

Jahrelang fragte ich mich, wie sie bloß wissen konnten, dass ich ihnen den Streich gespielt hatte. Irgendwann dämmerte mir, dass ich ja nun einmal das einzige Kind weit und breit war, das alt genug für den Quatsch war. Da hatten es die beiden Nachzüglinge aus der Familie Keller, damals ein und drei Jahre alt, später leichter: Bei ihnen gab es immerhin zwei potenzielle Schuldige. Aus Reflex riefen die Nachbarn trotzdem noch bei uns an, wenn die zwei Hallo-drin das «Klingelmännchen» gemacht hatten. Auch als ich schon ausgezogen war zum Studieren. Wahrscheinlich lag es daran, dass ich einfach sehr, sehr viele Klingelstreiche gemacht habe. Ich hatte ja Zeit. Tja, was soll ich sagen? Es war das Leben eines Gangsters, Freunde.



In den ersten Monaten in Köln habe ich mal besoffen das Klingelmännchen in der Stadt gemacht. Das war im Grunde noch trostloser als damals. Die Gegensprechanlage ist der Tod des Klingelstreichs. Es war eine Farce. Aber wenigstens blieb ich unerkannt.

Während es mir als Kind an gleichaltrigen Artgenossen mangelte, hatte die Schöpfung meine Umgebung mit derart reichhaltiger Natur bedacht, dass man durchaus von einer Idylle sprechen könnte. Zu allen Seiten hin blickte man auf grüne oder bewaldete Hügel. Es gab mehr Feldwege als befestigte Straßen und deutlich mehr Kühe als Menschen. Wenn ich nicht nach Spielgefährten suchte, rannte ich zum Spaß oft alleine durch den Wald. Zweifelsohne besitzt diese Tätigkeit ihren Reiz und bringt Möglichkeiten ausgedehnten Flitzbogenbaus oder Baumbudenzimmerei mit sich. Aber auf Dauer verkümmert man und wird zum Eremiten. Das geht ganz schnell: Irgendwann wachsen einem Zweige aus dem Kinn, und zack - ist man eine Eberesche.

In Bergisch Gladbach hatte ich ein paar Spielgefährten gehabt und im Kindergarten in Burscheid waren auch Gleichaltrige, aber hier gab es nur mein Karnickel Bickwick als Kameraden. Irgendwann hatten wir uns aber unsere Lebensgeschichte erzählt, konnten aus dem anderen lesen wie aus einem offenen Buch. Er stand auf Löwenzahn und ich oft einsam vor seinem Stall. Wir wussten alles übereinander. Ihm war das, glaube ich, vollkommen egal. Solange er sein Grünzeug fressen konnte, war er zufrieden. Ich hingegen musste befürchten, so zu enden wie der Eremit Aloisius Braun, der Mitte des 18. Jahrhunderts in der Eremitage nahe des Lindlarer Steinbruchs gelebt hatte.

Ja, es gab in der Region tatsächlich eine offizielle Manifestation der Einsamkeit. Die kleine Einsiedelei mit Kapelle war dort 1716 gebaut worden, und für immerhin 100 Jahre lebten dort mit kleineren Unterbrechungen Eremiten

und fristeten ihr einsames Dasein. Aloisius Braun ist wohl irgendwann abgehauen. Das muss man sich mal vorstellen: selbst ein Eremit, also jemand, der quasi auf Einsamkeit spezialisiert ist, muss sich schließlich gesagt haben: «Also, ich hab' ja wirklich schon voll in der Pampa gelebt. Und ich feiere das hart. Aber hier ist derart der Arsch ab ... ich mach mich vom Acker.» Dabei lebte der Typ noch nicht mal in Roderwiese, sondern am Rande der Metropole Lindlar. Und das soll ein richtiger Eremit gewesen sein. Weichei!

Um diesem Schicksal zu entrinnen, brauchte ich dringend einen Freund. Und glücklicherweise wurde ich fündig. Im nach Osten hin gelegenen Tal führte mich eines Tages ein Streifzug durch den Wald nach Breun, einem verschlafenen, zwei Kilometer entfernten Nachbardorf, welches meinen Kumpel Knolle beherbergte. Gott sei Dank. Ansonsten wäre ich jetzt wahrscheinlich eine verdammte Eberesche und hätte auf ewig Wurzeln geschlagen.

Das Klingeln der Wohnungstür reißt mich aus meinen Gedanken. Ich blicke auf die Uhr: Mist, halb elf. Ich renne zur Tür und nehme den Hörer der Gegensprechanlage ab: «Hallo?»

«Hallo. DHL. Paket für Schmitz - können Sie annehmen?»

Wie üblich versucht der Postbote durch die Beschneidung der Syntax Zeit zu sparen. Kurz überlege ich, warum Frau Schmitz nicht selbst aufgemacht hat, dann fällt es mir ein: Die «Höhner» übertönen die Klingel. Ich ziehe mir eine Jeans an und laufe dem Postmann entgegen - in der zweiten Etage treffen wir uns. Das Paket ist von Oma Schmitz' Sohn. Auf dem Weg nach oben halte ich vor ihrer Tür und warte, bis das Lied vorbei ist. In der kurzen Pause läute ich viermal, und wenig später öffnet sie: «Hallo. Sie schon wieder. Und, wie war der Lamnbraten?»

Ich gebe ihr das Paket und muss lächeln. So schlecht scheint es ihr ja nicht zu gehen, denke ich. Da war ich mit sechs auf jeden Fall schlimmer dran. Ich verabschiede mich und renne wieder hoch in die Wohnung. Bei all dem Sinnieren über die alte Heimat habe ich die Zeit vergessen. Um halb zwölf geht mein ICE Richtung Berlin, wo ich heute Abend auftrete, und ich packe hektisch meine Sachen zusammen. Wenigstens habe ich in zwei Wochen eine verhältnismäßig kurze Anreise nach Süng, denke ich. Man muss die Dinge positiv sehen.

So langsam beginne ich, mich mit dem Gedanken anzufreunden, dass ich zugesagt habe. Immerhin kann ich vorher mal wieder meinen Vater besuchen. Und wer weiß, wenn mich der Schalk reitet an diesem Tag, mache ich vielleicht noch mal das Klingelmännchen bei den Nachbarn. Der alten Zeiten wegen.

### *Einsamkeit*



«Einsame sind wie Menschen, denen der Telefonvertrag gekündigt wurde — sie haben den Anschluss verloren.»

«Wenn Einsamkeit schon krank macht, dann müsste einen Zweisamkeit doch umbringen.»

«Allein zu sein macht mir nichts aus. Solange jemand dabei ist.»

[...]